

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldsee

Autor(en): **Stern, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mique de Genève est réelle. Elle est sérieuse. Mais elle se complique d'une crise de nerfs — et c'est là ce qui en fait toute la gravité. On ne crée rien, on ne relève rien avec le pessimisme. Il y faut une volonté tenace, une vue parfaitement nette de nos besoins et de nos possibilités, la subordination constante des intérêts individuels à la collectivité, et la foi dans l'avenir.

Nous savons bien que c'est là, dans une démocratie, une œuvre difficile et impopulaire. Mais il y va de l'existence même de Genève. La tâche de notre génération est ingrate. Nous devons assurer à la Société des Nations un milieu sain, où elle puisse s'épanouir. Nous ne recueillerons de notre effort, qui doit être considérable pour être efficace, que peu de gloire, et presque pas de profit. Mais si nous ne l'accomplissons pas, nous aurons failli à notre destinée, et si la Confédération ne nous aide pas à l'accomplir, elle aura failli à sa devise.

WILLIAM MARTIN



DENKWÜRDIGKEITEN DES GENERALFELDMARSCHALLS ALFRED GRAFEN VON WALDERSEE

Bearbeitet und herausgegeben von H. A. Meisner. Dritter Band, 1900—1904.
Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin. 1923. 276 S.

Den beiden ersten Bänden von Waldersees Denkwürdigkeiten, welche in diesen Blättern im Heft vom 1. September 1923 besprochen worden sind, ist in kurzer Frist der dritte und letzte gefolgt. Er steht an Interesse den beiden ersten wenig nach, wiewohl der Schauplatz, mit dem sich sein Hauptteil beschäftigt, nicht Europa, sondern Asien ist. Es handelt sich hier vorzüglich um jenen Abschnitt des vielbewegten Lebens Waldersees, in dem er nach dem Boxeraufstand, nach der Ermordung des deutschen und der Bedrängnis der übrigen fremden Gesandten in Peking als Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte Deutschlands, Österreichs, Italiens, Englands, Frankreichs, Russlands, Nordamerikas, Japans in China auftrat. Auch in diesem Band lösen sich Aufzeichnungen in Form von Memoiren, Tagebucheinträge, mehr oder minder ausführliche Berichte, Denkschriften, Briefe in bunter Reihe ab. Alles zusammen genommen bildet eine der wertvollsten Quellen für die Erkenntnis der Geschichte jenes merkwürdigen Zusammenwirkens so vieler Mächte gegen das uralte chinesische Reich.

Sehr klar geht aus Waldersees Aufzeichnungen hervor, dass dies Zusammenwirken nur scheinbar ein einträchtiges war. Kaum auf der Stätte seines Ober-

kommandos angelangt, bemerkt er: «Nachdem ich mich in den Verhältnissen einigermaßen orientiert habe, muss ich dieselben zur Zeit noch als außerordentlich verworren bezeichnen. Ich nehme keinen Anstand, die Schuld hieran ausschließlich Russland zuzuschreiben; es hat die ersten Schritte getan mit China einseitig zu verhandeln, und dadurch die Einheit der Mächte . . . gestört. Durch Zurückziehen des größten Teils seiner Truppen von Peking, während deutsche und italienische Truppen sich dahin im Vormarsch befinden, hat es den Chinesen gegenüber die Uneinigkeit der Mächte deutlich zum Ausdruck gebracht, und es ist wohl vorwiegend seine Schuld, wenn Amerika die Hälfte seiner Truppen aus China zurückzieht.» Die Klagen über «russische Unzuverlässigkeit und Hinterlist» wiederholen sich. Ihnen reißen sich scharfe Bemerkungen über den «tiefgehenden Hass zwischen englischen und russischen Offizieren», über das schlechte Verhältnis von Franzosen und Engländern, das zu gewaltsamen Konflikten zu führen drohte, an: «Die Interessen der europäischen Mächte, heißt es einmal, sind gänzlich verschieden, ein ehrliches Zusammengehen ist ganz ausgeschlossen». Je länger die Friedensverhandlungen sich hinschleppten, desto schwerer empfand es Waldersee, der seine Aufgabe möglichst taktvoll gelöst hatte, die Bürde seines Amtes tragen zu müssen.

«Die Russen», schrieb er am 28. März 1901 aus Peking an den Chef des Generalstabs, den Grafen Schlieffen in Berlin, «sind als eine unter meinem Befehle stehende Truppe kaum noch zu betrachten; würde ich sie zu irgend einer ernsteren Verwendung als etwa zu einer Parade veranlassen wollen, würden sie mir die Gefolgschaft wahrscheinlich verweigern. Die Franzosen haben bestimmten Befehl, nichts gegen die Chinesen zu unternehmen . . . Die Japaner haben den bestimmten Befehl, nicht über Peking hinauszugehen . . . Die Amerikaner rechnen damit, in vier Wochen China zu verlassen. Mein Oberbefehl bleibt also beschränkt auf das deutsche Kontingent, auf die Engländer, die nur 3,500 Mann noch weiterhin verwenden können, aber nur innerhalb Tschilis, und die Italiener und Österreicher. Ich fürchte, die große Stellung, die ich hier bisher gehabt habe . . . muss allmählich verkümmern.»

Frei von Illusionen, wie Waldersee hier sich zeigt, beurteilte er auch von Anfang an das Unternehmen, an dem er einen so bedeutenden Anteil hatte, kühl und kritisch. Es war ihm klar, dass die deutsche Politik, abgesehen von der Bestrafung der Chinesen, bestimmte Ziele nicht verfolgte, und dass für den Kaiser die Hauptsache war, eine Rolle in der «Weltpolitik» zu spielen. Auch ließ er sich durch die Phrase, es handle sich in China um Wahrung der heiligsten Güter des Christentums gegen die gelbe, heidnische Rasse, nicht blenden. Er hatte genug von den Plünderungen der Truppen gesehen, die vor seinem Eintreffen stattgefunden hatten und an denen zu seiner Genugtuung deutsche Soldaten nicht beteiligt gewesen waren, um nicht der Wahrheit ihren vollen Tribut zu zahlen. In seinem Tagebuch vermerkte er am 12. November 1900: «Wenn man bei uns zu Hause so harmlos ist, zu glauben, es würde hier für christliche Kultur und Sitte Propaganda gemacht, so gibt das einmal arge Enttäuschung. Seit dem dreißigjährigen Kriege und den Raubzügen der Franzosen zur Zeit Ludwigs XIV. in Deutschland ist ähnliches an Verwüstungen noch

nicht vorgekommen.» Man muss zum Vergleich die Schilderung der Eroberung und Plünderung Pekings lesen, die in den «Preußischen Jahrbüchern» Band 191 veröffentlicht worden ist. Charakteristisch für die nüchterne, von phantastischen Illusionen freie Auffassung des Generalfeldmarschalls ist auch seine dem Kaiser Wilhelm übersandte Denkschrift vom 3. Februar 1901 über die Aussichten einer so vielfach besprochenen «Aufteilung Chinas». Er hält aus vielen Gründen alle dahin zielenden Pläne für voreilig. Er glaubt noch an die Zukunft eines erstarkenden chinesischen Reiches, dessen wirtschaftliche Hebung sowohl im Interesse Deutschlands wie Englands liegen müsse, um Russland den Rang abzulaufen. Bei diesem Anlass zitiert er eine hübsche ihm zu Ohren gekommene Äußerung eines alten Chinesen: «Wir schlafen seit vierhundert Jahren, aber wir fühlen uns ganz wohl dabei. Ihr Weißen wollt uns durchaus aus dem Schlafe erwecken. Es kann wohl eine Zeit kommen, wo Ihr dies aufrichtig bedauern werdet.» Bei seiner optimistischen Auffassung der Zukunft Chinas hatte Waldersee auf «die zu überraschend schnell vollzogene und gelungene Reorganisation Japans» verwiesen. Als seine Aufgabe in China vollendet war, folgte er vor der Heimkehr einer Einladung nach Tokio und hatte nun Gelegenheit sich mit eigenen Augen von den japanischen Zuständen zu überzeugen. Er sah scharfblickend das Nahen eines russisch-japanischen Krieges voraus und riet für diesen Fall, vielleicht im Verein mit England, Japan für eine neutrale Haltung möglichste Sicherheit zu geben.

Etwa ein Drittel des Bandes gilt den letzten Lebensjahren Waldersees 1901–1904, während deren er wieder in Deutschland weilte. Zahlreich sind auch hier wieder die Zeugnisse seiner streng konservativen Gesinnung und christlich-evangelischen Gläubigkeit. Mit Schrecken nimmt er das Anwachsen der sozialdemokratischen Mandate nach den Reichstagswahlen von 1903 wahr. Er findet es unverantwortlich, dass die Reichsregierung «seit Jahren ruhig zusieht, wie durch eine gewissenlose bössartige Presse das Werk der Aufhetzung der Massen betrieben wird». Er wirft Bülow vor, den Kaiser, «der immer noch den größten Wert auf das Hurrageschrei der Massen legt», über die Situation zu täuschen. Er hält es für wahrscheinlich, dass derselbe die Beziehungen Harnacks zu Seiner Majestät möglichst protegiere, «in der Absicht, den Monarchen mit Fragen zu beschäftigen, die ihn fesseln und von andern ablenken». Ebenso widerwärtig ist ihm, dass der Kaiser die Vorträge des Professor Delitzsch besucht und sich wohlwollend über sie ausspricht. «Es ist wirklich betäubend anzusehen», vertraut er am 2. Februar 1903 seinem Tagebuch an, «wie unter dem hohen Herrn die Revolution vorbereitet wird. Er kann unmöglich in Ruhe über die Zukunft nachgedacht haben. Die Mächte des Umsturzes arbeiten mit immer größer werdender Offenheit, die unteren Schichten fallen ihnen immer mehr anheim, und er verletzt und verbittert die große Masse derjenigen, deren Interessen auf Staatserhaltung hinauslaufen und die bei uns, Gott sei Dank, doch auch monarchisch gesinnt sind».

Nicht minder schwarzsignt beurteilt er die auswärtige Politik. Er misstraut der Festigkeit des Dreibundes, der gesicherten Zukunft Österreich-Ungarns, der Zuverlässigkeit Italiens. Mit den ernstesten Sorgen erfüllt ihn das Verhält-

nis Deutschlands zu England. Schon am 1. Juni 1903 glaubt er sagen zu dürfen: «England will seinen bedenklichsten Rivalen auf dem Weltmarkt, Deutschland, vernichten und bald, wenn auch nicht von heute auf morgen, dazu schreiten, ehe die deutsche Flotte weiter erstarkt ist.» Das Ziel, eine ebenbürtige Flotte zu erlangen, heißt es ein anderes Mal, werden wir nie erreichen, und, wenn die Politik weiter so geführt wird wie bisher, auch schwerlich jemals auf eine starke Flotte rechnen können, die sich mit der unsrigen gegen die englische verbündet.» Zugleich täuscht er sich nicht darüber, dass «das Gefühl der Sicherheit in Frankreich zunimmt», dass «man sich bemüht, mit England auf einen guten Fuß zu kommen». Auch im Heere findet er, namentlich hinsichtlich der Qualität des Offiziersersatzes, bedeutende Mängel und ein Krieg, in den er «noch vor zehn Jahren mit vollstem Vertrauen gezogen wäre», erscheint ihm 1903 «als ein höchst gewagtes Unternehmen».

Zu alledem kam seine Befürchtung, dass der Kaiser bei seinem «Mangel an Menschenkenntnis», seiner «Neigung, sich Schmeicheleien sagen zu lassen», seinem «autokratischen Willen», seiner «Vorliebe für Entfaltung großer höfischer Pracht», seiner Hingabe an «unverantwortliche Ratgeber» Deutschland, wie er sich drastisch ausdrückt, gründlich «hineinlegen» werde. Er wirft am 1. Februar 1902 bereits die Frage auf: «Wird er Deutschland zu erweiterter Macht und glänzenderer Stellung verhelfen oder wird er den Bau zusammenbrechen sehen»? Er bezweifelt, dass der Herrscher «beim besten Willen und Streben nach edlen und hohen Zielen» den Ruhm ernten werde, «das deutsche Reich gefestigt und gefördert zu haben». Und die letzten Worte, die er niederschrieb, lauten: «Ich bitte Gott, dass ich das nicht zu erleben brauche, was ich kommen sehe.»

ZÜRICH

ALFRED STERN



WANG-NGNAN-CHE

Beim Tode *Lenins* haben die Journalisten nach verwandten Gestalten der Geschichte gesucht und die verschiedenartigsten Parallelen gezogen. Die meisten Vergleiche mussten sich aber auf Momente beschränken, die allen Diktatoren gemeinsam sind. Das *China* des XI. Jahrhunderts sah eine Bewegung und einen Führer, die solche Ähnlichkeiten mit der sozialen Revolution in Russland und ihrem Haupte aufweisen, dass ein Hinweis auf *Wang-Ngnan-Che* nicht unzeitgemäß erscheinen wird.

Das Reich der Mitte befand sich damals in großer Erregung. Geheime Gesellschaften, Zeitungen und Volksredner trugen die wirtschaftlichen und politischen Fragen ins Volk und zwangen bisher Indifferente, sich mit ihnen zu befassen. Die Stellungnahme zu den drängenden wirtschaftlichen Problemen teilte die Nation in zwei große Parteien: in die konservative, die eine allmähliche Besserung der unhaltbar gewordenen Zustände anstrebte, und in die sozialrevolutionäre, deren Haupt Wang war. Nur eine vollständige Änderung der sozialen Ordnung konnte nach ihnen China aus seiner fürchterlichen Wirtschaftskrisis herausführen.